

Georg Skalecki

Baukultur und Denkmalpflege – Ein Plädoyer für mehr Nachhaltigkeit

»Bauen wird heute vielfach als Eingriff verstanden, mit dem mehr an Werten beseitigt als neu hinzugewonnen wird.« Mit diesen Worten beginnt kein geringerer als Karl Ganser (Professor, Stadtplaner und ehemals Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung Emscher Park) seine Analyse über das bestehende Unbehagen gegenüber neuer Architektur in dem Bericht zur Gründung einer »Bundesstiftung Baukultur«, den er im Auftrag des Bundesministers für Verkehr, Bauwesen und Wohnungswesen erstellt hat. Ganser erkennt, was viele nicht wahrhaben wollen, dass innerhalb einer breiten gesellschaftlichen Mehrheit ein großes Misstrauen gegen das aktuelle Bauschaffen besteht. Er stellt weiter fest, dass dies nicht immer so war, sondern erst in den 1970er-Jahren das Unbehagen die Überhand gewann, weil »... wieder einmal ein Kulturdenkmal weichen muss, eine Landschaft verbaut wird, eine Straße zerschneidet und verlärmst, kurz: Kulturlandschaft verschwindet, ohne dass neue sinnfällig entsteht.«

Auch wenn tatsächlich neue qualitätvolle Baukultur entstünde, darf dies natürlich nicht zulasten von wertvoller historischer Bauleistung gehen, so die denkmalpflegerische Position hierzu. Schon jetzt erahnt man, dass das Verhältnis zwischen aktuellem Architekturschaffen und der Denkmalpflege nicht immer einfach und ungetrübt ist. Natürlich ist die Denkmalpflege ein wesentlicher Teil von Baukulturpflege und sollte die angestoßene Diskussion und die »Initiative für Architektur und Baukultur« begrüßen. Aber ganz unkritisch darf die Entwicklung doch nicht gesehen werden, und sie muss begleitet werden. Wie nun steht es um das Verhältnis zwischen Denkmalpflege und Baukulturdebatte?

Der Vordenker Karl Ganser hat in seinem Papier zur Gründung einer »Bundesstiftung Baukultur« Aussagen zum Verhältnis von Architektur und Denkmalschutz gemacht. Er hat als jemand, der über reichlich Erfahrung bei der Einschätzung historischer Situationen verfügt, einige lange bestehende Grundsätze der Denkmalpflege aufgegriffen und sich zunutze gemacht. Mit Respekt hat der Verfasser persönlich immer Gansers Plädoyer zur Kenntnis genommen, niemals vorschnell zu handeln, sondern immer vor dem »Abriss auf Vorrat« zu warnen. Ganser war zumindest immer jemand, der sich die Mühe machte, über die Verwertung und die Möglichkeiten von Umnutzungen historischer Bauten nachzudenken, anstatt alle Bauten, die im Moment gerade nicht mehr benötigt wurden, sofort abzureißen beziehungsweise »wegzuwerfen«, ohne auch nur eine vage Ahnung davon zu haben, was man stattdessen mit dem gewonnenen Platz machen kann. Denn der Denkmalpfleger weiß, dass zündende und tragfähige Ideen zur Neunutzung bestehender historischer Situationen und Bauten manchmal etwas Zeit brauchen.

In diesem Sinne handelte Karl Ganser stets, als er während seiner Tätigkeit bei der Internationalen Bauausstellung (IBA Emscher Park) altindustrielle Bauten, auch wenn kurzfristig keine Nutzung möglich schien, immer vor ihrer Beseitigung bewahrte. Im Zuge der IBA sind immerhin einige historische Industriebauten vor totalem Untergang gerettet worden, wenn auch oft genug leider nur als Staffage.

Wenn Ganser also in seinem Gründungspapier der »Initiative für Architektur und Baukultur« denkmalpflegerische Grundsätze reflektiert und teilweise zitiert, ist das aus denkmalpflegerischer Sicht zunächst zu begrüßen. Denn die



Bremen: Landgericht und Amtsgericht – Baukultur 1891 und 1961

ersten Überlegungen der Initiative sahen zunächst nach Auffassung einiger Protagonisten eine Reflexion denkmalpflegerischer Ansätze kaum vor. Dennoch sind Gansers Thesen oft so formuliert, dass Interpretationsspielräume bleiben, sodass diese Aussagen auch leicht falsch interpretiert oder zumindest unbewusst falsch verstanden werden könnten.

Ganser beginnt damit, dass er sagt, Denkmalschutz sei verpflichtet, »... eine bestehende Bau- und Kulturlandschaft ... solange gegen Wertverlust zu verteidigen, bis das »Neubauen« mit hinreichender Sicherheit ... eine Bereicherung darstellt.«

Aber wer garantiert uns das, und wer kann es messen? Darf überhaupt Gutes von Gutem verdrängt werden oder Gutes von Besserem? Wo ist die Grenze zwischen gut, weniger gut und schlecht? Über Geschmack und Qualität zu debattieren ist und bleibt problematisch. Zu allen Zeiten, im 19. Jahrhundert genauso wie in den 1970er-Jahren und auch heute, fanden und finden wir missionarisch und prophetisch veranlagte Architekten, Architekturkritiker, Stadtplaner, Politiker und andere mehr, die uns überzeugt erklären, dass das, was gerade entsteht oder entstehen soll, eben das, was sie zu verantworten haben, besser als alles je zuvor Gebaute und von objektiver Qualität und dauerhafter Schönheit sei. Hier muss natürlich eine gewisse Subjektivität unterstellt werden, denn die, die hier Werturteile fällen, sind nicht frei in ihrer Entscheidung: Sie wollen etwas bauen, gestalten, verkaufen, sie haben ideelle wie auch wirtschaftliche Handlungsinteressen.

Und trotz dieser oft selbstbewusst vorgebrachten Plädoyers für das Neue, das entstehen soll, finden sich meist zeitgleich Kritiker aus den unterschiedlichsten Bereichen, die ganz anderer Meinung sind. Zu jedem Projekt findet man Lob und Kritik. Bei den sogenannten großen Namen wird die Kritik allerdings meist nur noch hinter vorgehaltener Hand ausgesprochen.

Noch deutlicher wird die Fragwürdigkeit von Qualitätsurteilen, wenn eine Generation vergangen ist und Neues begründet werden

soll. Dann wird von den neuen Propheten, die Neues durchsetzen wollen, genau das früher einmal so Hochgelobte schlechtgeredet.

Es soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass es immer gut ist, eine kritische Distanz zu bewahren, besonders denen gegenüber, die von sich behaupten, den absoluten Geschmack zu haben und sich ein unangreifbares Qualitätsurteil zutrauen. Eine noch so gut gemeinte Initiative, die zu Recht mehr Qualität einfordert, wird nicht automatisch zum Erfolg, da man gute Architektur nicht verordnen kann. Eine neue und besonders eine qualitätsvolle Baukultur kann nicht durch Bevormundungen entstehen. Es ist noch relativ leicht zu trennen zwischen wirklich banaler Wegwerfarchitektur und Bauten mit selbst erklärten Ansprüchen. Was sich von der zweiten Gruppe jedoch dauerhaft als gute Architektur herausstellen wird, kann und wird erst die Zeit zeigen. Keinem der heute Handelnden sollten wir darin ein unumstößliches Urteil zutrauen. Davor sollte zunächst einmal eingangs gewarnt werden. Der zeitliche Abstand ist nämlich nötig, um verlässlich urteilen zu können, was wirklich von zeitloser Qualität ist.

Die schlechten Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben dieses große Unbehagen gegenüber neuer Architektur verstärkt: Die 1950er-Jahre-Bauten werden nach wenigen Jahrzehnten in der Mehrzahl als schäbig empfunden, die Bauten der 1960er und besonders der 1970er als unwirtlich und kalt. Die Postmoderne war dazu die augenscheinliche Gegenreaktion in der Erkenntnis, dass der Funktionalismus und Brutalismus der Moderne nicht in Einklang zu bringen sind mit der historischen Stadt, und so kamen die Kritik und das Unbehagen auch aus den Erfahrungen im Städtebau.

Man muss auch davor warnen, einfach zu unterstellen, dass die Abneigung und das Unbehagen etwas mit einer eventuellen Behäbigkeit des breiten Publikumsgeschmacks (im Gegensatz zu einer »intellektuellen Avantgarde«) zu tun hat, wenn ein durchaus geschmacksgeschultes Bildungsbürgertum immer wieder Skepsis gegenüber hochgelobter moderner Ar-

chitektur vorträgt. Vielmehr ist es das Ergebnis der Erfahrungen von schmerzlichen Verlusten und Zerstörungen gewachsener und bewährter Werte. Diese Bewegung ist ernst zu nehmen und zu berücksichtigen, es ist eine mächtige gesellschaftliche Mehrheit, die meist hinter den grundsätzlichen denkmalpflegerischen Anliegen steht und die zusammen mit der Denkmalpflege in den Prozess einer baukulturellen Initiative einzubinden ist. Denn diese Gesellschaftsteile haben ein hohes baukulturelles Bewusstsein, das aber grundsätzlich bewahrender Natur ist.

Karl Ganser hat dies völlig richtig erkannt, wenn er vorhersagt, dass die »Bundesstiftung Baukultur« es nicht weit bringen wird, wenn sie das historisch ausgerichtete baukulturelle Bewusstsein als Gegner sieht. Es gab solche Stimmen, die meinten, diese – ich nenne sie einmal – »konservatorischen Ansichten« müssten ignoriert, belehrt oder sogar bekämpft werden. »Im Unterbewusstsein fühlen sich immer mehr Menschen in ihrer Anpassungsfähigkeit durch die Dynamik der Modernisierung ... überfordert. Sie benehmen sich dabei gegenüber der technischen Neuerung ihrer Lebenswelten durchaus offen und anpassungsfähig. Sie reagieren dagegen im Verhältnis zu ihrer gebauten Umwelt konservativ. ... Baukultur wird sich in dieser Situation erst dann das Vertrauen für neue Gestaltungsspielräume erarbeiten, wenn mit den bestehenden kulturellen Qualitäten achtvoll, einfühlsam und ohne Zeitdruck umgegangen wird«, so Karl Ganser. Das heißt, dass nur mit Rücksicht auf bestehende Werte und mit der Denkmalpflege gemeinsam – mit der Denkmalpflege als Partner und nicht als Gegner – auch eine qualitätsvolle neue Baukultur entstehen kann. Denn die Denkmäler sind der Maßstab, und sie sind der einzig sichere Garant für Baukultur, da sie sich bewährt haben über viele Jahrzehnte und Generationen. Die Denkmalpflege beurteilt nämlich aus dem Blickwinkel des Historikers mit einem zeitlichen Abstand von mindestens einer Generation, welche Bedeutung das Bauwerk tatsächlich hat. Die angewendeten Beurteilungskriterien folgen der

Grundlage wissenschaftlicher Methoden. Der Denkmalpfleger kann leichter eine objektive Einschätzung treffen, da er ohne irgendein wirtschaftliches Interesse das Baugeschehen beobachten und beurteilen kann. Fachlich korrekte Denkmalpflege gestaltet auch nicht und ist deshalb frei von der Idee der Selbstverwirklichung. Auch dies ist ein immer wiederkehrender Punkt in der Auseinandersetzung. In der Geschichte der Denkmalpflege spielt die heftige Diskussion zwischen den Historismus-Architekten des 19. Jahrhunderts und den frühen Denkmalpflegern eine entscheidende Rolle für die Entstehung unserer Grundsätze. Um 1900 haben viele der damaligen Architekten den historischen Baubestand als Ausgangspunkt für die eigenen kreativen Ideen genommen, um sich, rücksichtslos der geschichtlichen Überlieferung gegenüber, selbst zu verwirklichen, so schon der Vorwurf weitsichtiger Zeitgenossen. Das Ergebnis waren die Zerstörung oder willkürliche Veränderung wertvoller mittelalterlicher Bauten. Damals haben viele Baumeister selbstbewusst erklärt, mittelalterliche Bauten »schöner« machen zu können als sie je waren. Es ist dabei nicht nur unendlich viel wertvolle alte Bausubstanz zerstört worden, sondern es sind durch Fehlinterpretationen und geschmäckerliche, tiefe Eingriffe viele Bauten so radikal verändert worden, dass sie uns den Blick auf ganze Epochen vollständig verunklärt haben.

Darüber hinaus muss auch die Gefahr gesehen werden, dass vor dem Hintergrund des enormen Konkurrenzkampfes – bedingt durch die Globalisierung – das Produkt »Planen und Bauen« aktuell natürlich um bessere Vermarktung ringt und die angestoßene Initiative auch als Marketing für erhoffte Umsatzsteigerung im Bauwesen dienlich sein soll. So schien es auch Ansätze zu geben, die die Anfänge der Debatte um Baukultur wie eine Marketingkampagne zur Umsatzsteigerung im Bauwesen erscheinen ließen. Auf das Verhältnis im bauwirtschaftlichen Wert zwischen Neubau und Denkmalpflege ist noch einzugehen.

Zunächst sollen aber die Äußerungen zur Gründung der »Initiative für Architektur und

Baukultur« noch etwas analysiert werden, um zu verdeutlichen, wie wichtig es ist, dass sich die Debatte um Baukultur nicht nur mit Neubauten befasst, wie es anfänglich den Anschein hatte, sondern ganz wesentlich die Aufgabe der Pflege und eventuell auch Fortschreibung des Bestandes in die Überlegungen einbezieht. Aus den Reihen der Architektenkammern kamen anfänglich keine Hinweise auf das Verhältnis zwischen Neubauen und Bestandspflege. In den Verlautbarungen des offiziellen Organs der Kammern, dem »Deutschen Architektenblatt«, fehlten anfänglich klare Hinweise auf die Denkmäler. Glücklicherweise kam es aber schließlich doch zu einem gewissen Umdenken, nachdem die denkmalpflegerischen Verbände, die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger und das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz, mit Erklärungen und Resolutionen auf diesen wichtigen Umstand nachdrücklich hingewiesen und eine Einbeziehung der Denkmalpflege eingefordert hatten. Danach setzte sich die Auffassung durch, dass Denkmalpflege ein wichtiger und unverzichtbarer Partner im Prozess der Stadtentwicklung ist.

Mit dieser Erkenntnis kamen schließlich die Aussagen zu Grundwerten der Baukultur von Karl Ganser zustande, auf die nun etwas einzugehen ist. Ganser bezeichnet als Grundwerte: Nachhaltigkeit, Achtung der Geschichte, Identität, Regionalität und Schönheit. Dies sind unstrittig bedeutsame Werte, die auch für die Denkmalpflege seit Langem einen hohen Rang haben.

Nachhaltigkeit

Angesichts der erstarkten Debatte um Ressourcenschonung und Ökologie muss verständlicherweise die Frage von Nachhaltigkeit ernsthaft diskutiert werden. Was aber Ressourcenschonung und nachhaltige Ökologie anbetrifft, wird oft oberflächlich und falsch argumentiert. Hier muss eine ehrliche und vollständige Beurteilung eingefordert werden. In einer Gesamtenergiebilanz nämlich hat

die Umnutzung eines Altbaus einen enormen Vorsprung gegenüber einem Neubau. Weiternutzungen oder Umnutzungen von Bestandsbauten – und das tut Denkmalpflege – ist Recycling. Denkmalpflege fordert ein, dass wir nicht vorschnell Bestehendes aufgeben, sondern uns mit dem Vorgefundenen und mit den eventuell damit verbundenen Nachteilen auseinandersetzen und diese akzeptieren, um – was für uns erstes Argument ist – den großen Vorteil zu erreichen, dass wir Geschichtszeugnisse und historisch-kulturelle Werte erhalten und für die Nachwelt erlebbar machen. Auch um andernorts neu geschaffene Baukultur beurteilen und bewerten zu können, brauchen wir den sichtbaren Vergleich mit Vergangenen. Man muss Maßstäbe nachvollziehbar vor Augen haben, um vergleichende Urteile fällen zu können.

Jede Weiternutzung historischer Bauten ist aber darüber hinaus auch ökologisch sinnvoll und angebracht; dadurch schonen wir Rohstoffreserven und reduzieren das Müllaufkommen. Die Denkmalpflege ist mit ihren Grundsätzen der Weiternutzung, Reparatur und Konservierung ökologisch gesehen im Vorteil. Eine nachhaltige Politik erkennt, dass Denkmäler keine Investitionshindernisse sind, sondern neben dem kulturellen Wert auch materielle und energetische Ressourcen darstellen. Eine Gesamtkalkulation, die die Beseitigung und Entsorgung von Altbauten und die folgende neue Herstellung umfasst, sollte einer Bestandserhaltung mit einer angemessenen Modernisierung gegenübergestellt werden. Dabei fällt die Bilanz für den Erhalt fast immer besser aus – und das nicht nur bei den schon von vornherein als kurzlebig kalkulierten Abschreibungsprojekten.

Der ständige Austausch von Bausubstanz hat dazu geführt, dass rund 60 Prozent des gesamten Müllaufkommens in Deutschland Bauschutt sind. Eine Abkehr von der Wegwerfkultur zur Altbaureparatur ist allein deshalb dringend angeraten. Denkmalpflege leistet einen Beitrag zur Ressourcen schonenden Entwicklung größerer Städte. Die Weiternutzung

des Bestandes bedeutet unter anderem eine Einsparung im Baustoffverbrauch. Es geht also nicht nur um den behutsamen Umgang mit nicht erneuerbaren kulturhistorischen Ressourcen, sondern auch um Schonung von nicht unendlichen Rohstoffvorkommen. Der derzeitige Bauboom zum Beispiel in Asien, besonders in China, zeigt uns die Gefahren und die Grenzen auf. Der Verbrauch von Baustahl und Zement steigt. Beton und Zementmörtel als Hauptbauprodukte für Neubauten erhöhen den Zementverbrauch. Die Herstellung dagegen ist sehr energieintensiv, und deshalb ist allein die Zementindustrie – nur für die Zementherstellung – weltweit für rund fünf Prozent der gesamten Kohlendioxid-Emissionen verantwortlich. Dies gilt alles analog für die übrigen Neubauprodukte. Hinzu kommt, dass diese Produkte lange Transportwege haben und so einen hohen Anteil an der Belastung durch den Schwerlastverkehr tragen.

Dagegen stehen die Kenndaten und Werte bei denkmalpflegerischen Reparaturarbeiten und bei Denkmalsanierungen. Die dort hauptsächlich verwendeten Materialien sind meist nachwachsende Baustoffe wie Holz, Lehm, Ziegel, die außerdem häufig deutlich weniger energieintensiv in der Herstellung sind. Dazu kommt, dass in der Denkmalpflege oftmals einheimische und regionalspezifische Baumaterialien verwendet werden, wodurch sich die Transportwege und die damit verbundenen ökologischen Schäden reduzieren. Alles dies wird gerne übersehen oder vielleicht auch bewusst falsch dargestellt. Außerdem besitzen Umnutzung, Nachnutzung und Denkmalpflege einen erheblichen positiven Effekt für den Arbeitsmarkt. Denkmalpflegerische Maßnahmen sind arbeitsintensiv, sie schaffen beziehungsweise erhalten Arbeitsplätze, noch dazu regionale. Das Verhältnis Personal- zu Materialkosten beläuft sich bei denkmalpflegerischen Arbeiten auf etwa 80:20, während im Neubaugewerbe nur circa 30 Prozent Personalanteil anfallen. Diese Arbeitskräfte erhalten somit nicht nur historische Werte, sondern entlasten die Staatskasse und die Sozialsysteme. Wir müs-

sen also umdenken, weg von der Wegwerf- und Neubaumentalität hin zur nachhaltigen Reparatur.

Beispielhaft – und eventuell als vorbildhafter Beleg für einen zaghaften Paradigmenwechsel – ist die umfangreiche Neunutzung Berliner Altbauten durch den Bund. Statt unzählige Neubauten für die gesamte Bundesverwaltung zu schaffen, hat man viele denkmalwerte Altbauten denkmalgerecht instand gesetzt und umgenutzt. Die neue deutsche Bundeshauptstadt hat sich damit in vielen Bereichen identitätsstiftende Adressen geschaffen und einen wichtigen Beitrag für eine nachhaltige Stadtentwicklung geleistet.

Häufig genug wird bei dem Versuch, Denkmalpflege als kostenträchtig und unwirtschaftlich darzustellen, mit unseriösen, ja falschen Kalkulationen operiert. Beispielsweise rechnet der Bauträger bei der Umnutzung großer Altbauflächen nur die reinen Neubaukosten gegen eine Sanierung und eine Umnutzung der Altbausubstanz, da er von den Kosten des Abbruchs und der Aufbereitung der Altstandorte meist befreit ist. Denn oft genug werden aus Wirtschaftsförderprogrammen der öffentlichen Hand diese Flächen vorbereitet, und diese Kosten tauchen in keiner gesamtwirtschaftlichen Rechnung mehr auf. Rechnet man ehrlicherweise alle Kosten zusammen – Abbruch, Entsorgung mit den damit in Zusammenhang stehenden Folgekosten, Flächenaufbereitung und Neubau –, so ist in den allermeisten Fällen eine denkmalpflegerische Umnutzung und Sanierung kostengünstiger. Somit sollte immer öfter die Entscheidung für den Erhalt und die Umnutzung fallen.

Achtung der Geschichte

Dieser Punkt berührt die Denkmalpflege am intensivsten, denn dies ist die Hauptforderung, die wir Denkmalpfleger stets stellen. Die Denkmalpflege wirbt dafür, dass im Umgang mit der gebauten Umwelt Respekt vor der Vergangenheit gewahrt wird und bauliche

Zeugnisse dieser Vergangenheit als unser kollektives Gedächtnis akzeptiert und exemplarisch bewahrt werden. Die Denkmalpflege ist ein Teil der historischen Wissenschaften und leistet für jeden Teil der Bevölkerung einen erlebbaren Beitrag zur Geschichtsschreibung. Der Erhalt und die Pflege gebauter Zeugnisse unserer Geschichte bedeuten Wahrung authentischer Dokumente. Geschichtsbücher und Bildbände können nur einen Teil der Vermittlung der Vergangenheit übernehmen. Die Denkmalpflege betreibt darüber hinaus anschauliche, begreifbare (im wahrsten Sinne des Wortes – haptisch wahrnehmbare) und begehbare, dreidimensional erlebbare Geschichtsdokumentation für jeden: sozusagen Geschichte zum »Anfassen«. Sie kümmert sich keinesfalls nur um Schlösser, Kirchen und Paläste, sondern die Denkmalpflege ist der Garant dafür, dass ein breites und ganzheitliches Bild unserer gemeinsamen Geschichte überliefert wird. Wir beurteilen nicht nur nach oberflächlicher Schönheit, sondern nach inhaltlicher Bedeutung. Wir versuchen nicht nur ein breites Bild unserer Geschichte zu überliefern, das alle Aspekte berücksichtigt, sondern wir schaffen auch die Möglichkeit eines breiten Erlebens unserer Geschichte für alle Bevölkerungsschichten. Ganz gleich welchen allgemeinen Bildungsstand man besitzt – gleich welchen Zugang man zu geschichtswissenschaftlicher Literatur hat –, für jede Bevölkerungsschicht ist das Erlebnis der historischen Stadt gegeben. Jeder Mensch wird beim Betreten des Bremer Doms vom Hauch der Geschichte berührt. Jeder wird beim Anblick des Rathauses, dem Durchschreiten des Schnoors oder beim Durchschreiten einer Speicherstadt oder beim Besuch eines historischen Hafenteils oder der Besichtigung eines historischen Bergwerks etwas von den geschichtlichen Zuständen aufnehmen.

Will man die Zukunft gestalten und sich in der Gegenwart zurechtfinden, benötigt man die Kenntnisse und die Erfahrungen der Vergangenheit. Die historische Information und die eigentliche historische Aussage sind mit

dem originalen Material verbunden, deshalb brauchen wir authentische, unverfälschte Zeugnisse. Nur wenn sie echt und alt sind, sind sie wahr. Das gefälschte, nachgebaute Bauwerk sagt uns nichts, nur das Original wird als wahrhaft empfunden. Ein gefälschtes Gemälde ist wertlos, nur das Original ist wichtig, und vor diesem müssen wir Achtung entwickeln.

Mit der Achtung vor der Geschichte ist auch zugleich die Forderung nach einem ganzheitlichen Ansatz verbunden. Objektiv ausgewählt, müssen schöne wie unschöne Aspekte dokumentiert werden und erlebbar gehalten werden. Dabei kommen wir aber an einen Punkt, an dem die Baukultur-Initiative und die Denkmalpflege in ihren Ansichten auseinandergehen könnten. Die Achtung vor der Geschichte bedeutet für den verantwortungsbewussten Denkmalpfleger, dass, unabhängig von einer ästhetischen Qualität oder gar einer wie auch immer definierten Schönheit, die objektive historische Aussage, die in einem Objekt steckt, Hauptgrund für den Erhalt eines Denkmals ist. Jeder Versuch, nur schöne und angenehme Dinge für erhaltenswert zu erklären, ist der Versuch der Geschichtsfälschung. Aufgabe ist es, einen ganzheitlichen Ansatz zu verfolgen und nach dem Wert der inhaltlichen Aussage zu urteilen, nicht nach dem reinen baukünstlerischen Aspekt. So stehen in Bremen zum Beispiel das Rathaus und der U-Boot-Bunker Valentin nebeneinander als geschützte Denkmäler unserer Geschichte.

Das Thema, wie Menschen wohnen, ist beispielsweise von elementarer Bedeutung für das Verstehen der Vergangenheit. Dabei ist es unerlässlich zu erfahren, wie Handwerker, Tagelöhner, Kaufleute, Großbürger und Adlige wohnten, durch alle Jahrhunderte hindurch.

Wir erhalten zum Beispiel wichtige Informationen von der Fuggerei in Augsburg, der ältesten Sozialsiedlung der Welt, 1514 gegründet, wo man bis heute für einen Rheinischen Gulden pro Jahr, heute 88 Cent, wohnen darf, wenn man unverschuldet verarmt ist. Der Augsburger Kaufmann Jacob Fugger der Reiche hat diese Sozialsiedlung 1514 gestiftet, bis 1523 wa-



Bremerhaven: Bootsschuppen der DGzRS – Einfachste Architektur mit hohem Denkmalwert

ren 52 Häuser fertig gestellt. Die kleinen traufständigen Gebäude mit den 2-Zimmer-Wohnungen sind kein großer Beitrag zur Baukunst: Es handelt sich um sehr einfache, schlichte Reihenhäuser ohne besondere architektonische Akzente, gleichförmig gestaltet und in Einzelheiten redundant genormt. Manch ein despektierlicher Ignorant würde hierfür den Begriff »banal« wählen. Im Zusammenhang mit einer Werteskala zur Architektur begegnet man dieser Klassifizierung immer wieder. Was dem einen, wohl eher aufgrund einer begrenzten Sichtweise, banal erscheint, ist für andere elementar.

Als das Landesamt für Denkmalpflege vor rund fünf Jahren begann, der Hafengeschichte Bremens mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden und eine umfangreiche denkmalpflegerische Erfassungskampagne initiierte, gab es Stimmen, die behaupteten, Hafengebäuden seien »banal« und könnten grundsätzlich nicht erhaltenswert sein. Ähnliches ereignete sich, als wir vor einem Jahr begannen, das Gleiche in Bremerhaven durchzuführen, wo ebenfalls eine neue umfangreiche Bestandsaufnahme von Stadt und besonders Hafen lange überfällig

war. Bei diesen Kampagnen werden wir einiges aufspüren, was dem einen oder anderen »banal« erscheint, vielleicht sogar hässlich, mindestens aber unscheinbar. Und dennoch werden in den aufgefundenen und von uns dann ausgewählten Objekten wichtige inhaltliche historische Aussagen stecken. Es ist dann die Aufgabe der Denkmalpflege, diese versteckten und nicht leicht zu erkennenden und zu begreifenden Bedeutungen herauszuarbeiten und einer breiten Öffentlichkeit zu erklären.

Die Darstellung des Nebeneinanders von unterschiedlichen Ausprägungen des Wohnens ist wichtig für das Verständnis von Geschichte, aber gerade im vergleichenden Gegenüber können leichtfertig die falschen Schlüsse gezogen werden. Hierzu ein Beispiel: Sehr interessant ist die Situation der sogenannten Alten Schmelz im saarländischen St. Ingbert. Es handelt sich um eines der großartigsten Industrie-Ensembles, wo Werkhallen des 18. bis 20. Jahrhunderts versammelt sind, sich aber auf dem Werkgelände auch die Villen der Unternehmerfamilie und die Wohnhäuser und Schlafhäuser der Arbeiter befinden. Die Gründung des Werkes geht

auf das Jahr 1732 zurück. Aus dem Jahr 1750 stammt das älteste erhaltene Bauwerk, die Møllerhalle, neben der zu diesem Zeitpunkt bereits ein Hochofen stand. 1791 begann eine weitere Ausbauphase. Unmittelbar nördlich vom Werk entstand eine Arbeitersiedlung, die später mehrfach erweitert wurde. Sie ist ein herausragendes Zeugnis unternehmerischer Wohnungsfürsorge. In unmittelbarer Nähe zu Hochofen und Arbeitersiedlung errichtete man 1807 das Herrenhaus der Eigentümerfamilie. Daneben entstanden mehrere Direktorenvillen, die durch vordergründige architektonische Qualität glänzen. Spätklassizistische beziehungsweise neoklassizistische Bauten der 1860er-, 1890er- und 1920er-Jahre sind hier versammelt. In Wahrheit ist aber das wirklich Epochale mit weit überregionaler Bedeutung die unscheinbare Arbeitersiedlung, die älteste in Deutschland, mit Häusern vom Ende des 18. Jahrhunderts und einer Erweiterungsphase aus dem Jahr 1806. Diese kleinen bescheidenen Häuser sind das eigentlich Wichtige, die Architektur der Untermervillen ist – zumindest in diesem Fall – austauschbar und von der Stange. Spätklassizistische und biedermeierliche Vornehmheit der Bauten kann blenden. In diesem Fall, wie in vielen vergleichbaren, haben es die unscheinbaren, aber wahren Werte ungleich schwerer im direkten Vergleich mit der äußerlichen Schönheit in der Architektur.

Ein weiteres Beispiel: Die Siedlung Eisenheim in Oberhausen ist der Inbegriff der Inwertsetzung der einfachsten Wohnkultur und der Erkenntnis, dass solche unscheinbaren Objekte dennoch existenziell für unser Geschichtsbild sind. Die älteste Arbeitersiedlung im Ruhrgebiet, 1846 begonnen, sollte in den 1970er-Jahren abgerissen werden. Die Bewohner, angeleitet von ihrem Vordenker Roland Günter, gründeten die erste Bürgerinitiative im Ruhrgebiet und erreichten nicht nur, dass die Denkmalpflege sich ebenfalls des Themas annahm, sondern auch das Erkennen der inneren Werte und den Erhalt der Siedlung. Mit Schönheit konnte dabei nicht argumentiert werden, sondern nur mit der Achtung, dem

Respekt vor der Geschichte. Aber genau dieser Respekt vor der Vergangenheit ist leider allzu oft verloren gegangen. Wir dürfen keinesfalls davon ausgehen, dass die Zukunft sich von selbst positiv entwickelt. Die Zukunft ist nur die Fortschreibung unserer Erfahrungen aus der Geschichte und die Fortschreibung des Erlernten. Dazu soll der »Anstifter«, wie er sich selbst bezeichnet, Roland Günter zu Wort kommen: »Bürgerinitiativen und Denkmalpflege führen einen großartigen Kampf gegen die Zerstörung durch Vergessen, dem dann das Verschwinden folgt. ... Denkmalpflege hat es mit Erkenntnis und der Anerkennung von Werten und Würde zu tun.« Dies meint also genau das, was auch Ganser anspricht. Weiter Roland Günter: »Wir sind fassungslos, wie wenig Respekt es vor vielen historischen Orten mit ihrer einstigen Gegenwart gab und gibt. Da taten Menschen so, als seien diese Orte nichts – und lieferten sie den Abriss-Birnen aus. Bürgermeister, Beigeordnete, Parlamente, Eigentümer, applaudierende Zuschauer. Fassungslosigkeit über diese Kollektivität des Nichtverstehens. Auch über die Selbstverständlichkeit, wie solche Verständnislosigkeit als die einzig richtige Wahrheit dargestellt wurde – und mit welcher Arroganz.«

Schönheit

In der Beschäftigung mit Gansers Grundwerten sind wir fließend von der »Achtung der Geschichte« zu seinem Grundwert »Schönheit« gelangt. Ganser denkt natürlich mit der Forderung nach Schönheit – gemeint ist architektonische Qualität – daran, dass auch bei eher einfachen und weniger bedeutenden und weniger repräsentativen Neubauten die Gestaltung nicht vernachlässigt werden darf. Dabei hat er zweifellos vollkommen recht. Aber für den Denkmalpfleger ist allein das Wort »Schönheit« mit der unangenehmen Erinnerung an einen der schwersten Angriffe auf die Institution »Denkmalpflege« verbunden. Dieter Hoffmann-Axthelm hieß der Autor



Nicht »schön«, aber ein wichtiges Geschichtszeugnis: der U-Boot-Bunker »Valentin« in Farge

eines Gutachtens, das im Auftrag der Bundestagsfraktion der Grünen – namentlich Antje Vollmer – Argumente für die Abschaffung der staatlichen Denkmalpflege beschaffen sollte. Das Gutachten datiert vom März 2000. Darin sollte der Denkmalpfleger als »Lumpensammler der Geschichte« diskreditiert werden. Und es sollte die Schönheit als einziger akzeptabler Denkmalkern propagiert werden. Einzig das Schöne dürfe in der Menge des Überlieferten überleben. Mit schönen Denkmälern wollte man sich eine heile Welt vorgaukeln, statt mit der Vielfalt und der Widersprüchlichkeit aller unserer Geschichtsspuren eine Grundlage für aufgeklärte Erinnerung und verantwortlichen Umgang zu schaffen. Der Pluralismus einer Gesellschaft drückt sich natürlich auch in der Vielfalt und der Fülle der Denkmalwelt aus. Die Bevorzugung der schönen Denkmäler wäre Geschichtsfälschung. Hoffmann-Axthelm trieb es auf die Spitze mit der Formulierung:

»Was keine Herzen bewegt, wozu sollte es gerettet werden?« Darauf entgegnete der Münchner Architekturhistoriker Winfried Nerdinger treffend, dass die Äußerungen von Hoffmann-Axthelm »populistischer Architekturdarwinismus, basierend auf erschreckender historischer Unbedarftheit« seien.

Wenn die sich immer wieder ändernden öffentlichen Stimmungen abschließend über Untergang oder Erhalt entscheiden dürften, wären das Bauhaus in Dessau und die Weißenhofsiedlung in Stuttgart vollständig abgerissen, und sicherlich wären fast alle Jugendstilbauten heute verschwunden. Dass es ausgerechnet eine Grünen-Politikerin war, die einen Kampf gegen die Denkmalpflege und zum Beispiel gegen das KdF-Seebad Prora auf Rügen in diesem Zusammenhang führte, verwundert. Landläufig »schön« ist der vier Kilometer lange Koloss in der Binzer Bucht vielleicht nicht, aber Prora ist der anschauliche Beleg für den Wahnsinn

der nationalsozialistischen Herrscher und für deren Programme und deshalb als Dokument der NS-Zeit unverzichtbar. Die Erinnerungen daran auslöschen zu wollen, ist ebenso verwerflich wie der Versuch, jegliche Erinnerung an die Zeit der DDR zu tilgen. Auch unter dem anfangs schon einmal angesprochenen Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit wäre es ökologischer Wahnsinn, ein Gebilde wie Prora abzureißen. Die Größe der benötigten Bauschuttdeponie zur Entsorgung beziehungsweise der Energieaufwand und die Kosten für eine Beseitigung kann sich jeder vorstellen. Was man damit bezwecken könnte, bleibt absolut schleierhaft, außer dass man Erinnerung auslöschen würde. Und gerade wichtige Sachzeugnisse des NS-Totalitarismus ausmerzen zu wollen, ist besonders verwerflich.

Was haben wir also von dem Beurteilungsmaßstab der Schönheit im denkmalpflegerischen Zusammenhang zu halten? Nichts! Wir Denkmalpfleger dürfen uns auf keinen Fall als Instrument einer Geschichtsfälschung missbrauchen lassen, mit der die gerade Herrschenden ihre Ideologie mit den passenden und genehmen Denkmälern untermauern.

Zunächst waren es die DDR-Machthaber, die ideologisch verblindet die Zeugnisse der sogenannten »feudalistischen Zeit« zerstört haben. Ein ganzes, intaktes und nicht nur historisch und architektonisch, sondern auch städtebaulich bedeutendes Schloss in der Mitte Berlins wurde 1950 gesprengt. Das DDR-Regime wollte mit dieser politischen Demonstration gegen den »verhassten Feudalismus« ein Symbol vernichten, um damit ein Stück preußische Geschichte auszulöschen. Und obwohl allein diese Freveltat Grund genug wäre, dieses Ereignis und die Folgen als Dokument der neueren – unglücklichen – deutschen Geschichte zu erhalten, wird heute wieder versucht, Geschichtskorrektur zu betreiben. Dieser Freveltat soll das als Kopie wiederauferstehende Berliner Stadtschloss entgegengesetzt werden, und es sollen damit erinnernde Zeichen der überwundenen Diktatur der DDR ausgelöscht werden. Der Palast der Republik

ist nicht nur architektonisch für viele »un schön«, sondern er ist für viele eine Erinnerung an etwas, das vergessen gemacht werden soll. Aber darf man denn die Zeit der DDR einfach vergessen? Für die Bewohner der neuen Bundesländer sind diese Zeugnisse darüber hinaus auch ein Stück ihrer jüngeren Vergangenheit, zudem ein Stück ihrer persönlichen Erinnerung an den DDR-Alltag. Der Berliner Regisseur Christoph Schlingensiefel behauptet zusammen mit dem 1993 verstorbenen Schauspielerspieler Alfred Edel provokant, »... dass die Regierung der BRD nur das eine Ziel hätte, nämlich jeden geschichtlichen Beleg der DDR-Zeit auszuradiieren.« Es gab Stimmen, die aus dubiosen »Ostalgie«-Gründen dem Palast Kultstatus zuerkennen wollten. Der Denkmalpflege aber ging es um den objektiven Dokumentationswert. Um die Teilung Deutschlands in zwei so ungleiche Staaten auch zukünftigen Generationen als Mahnung vor der Gefahr, die von Diktaturen ausgeht, später einmal anschaulich vor Augen führen zu können, brauchen wir Teile der Berliner Mauer, Teile der Grenzanlagen, Bauten der DDR-Staatsrepräsentation und andere Zeugnisse dieser Zeit. Denkmäler und Bauwerke können nicht einfach versteckt werden. Man kann ihnen weder ausweichen noch kann man sie übersehen. Da sie ständig präsent sind und immer und alle erinnern, glauben manche, dass man diejenigen, die einem nicht gefallen, auslöschen muss. Um das zu erreichen, sind alle Mittel recht, und alle Argumente werden herangezogen. Da kommt eine Asbestbelastung gerade recht, und es ist von der angeblich so viel wichtigeren städtebaulichen Reparatur der verlorenen Mitte die Rede. Zuletzt war der Palast der Republik eben architektonisch belanglos, »banal«, er war nicht schön. Hoffmann-Axtelm wollte es der Denkmalpflege ja auf den Weg geben: »Die Denkmalpflege ... braucht die Grundeinsicht ..., dass wir mit der Industrialisierung in eine andere Welt eingetreten sind, in der es immer weniger jener Anschaulichkeit der Verhältnisse an Gebäuden gibt, die wir in den alten Baudenkmalern bewundern und

bewahren. Dazu sagt man umgangssprachlich Schönheit.«

Verlassen wir das Thema Schönheit und kommen nach der Nachhaltigkeit, der Achtung vor der Geschichte zu den noch ausstehenden Ganserschen Begriffen Identität und Regionalität.

Identität

Identität wird geprägt aus einer Summe von nach außen kenntlichen Merkmalen, in dem hier betreffenden Fall von gemeinsamen Merkmalen einer Gruppe. Die Identität einer Stadt wird geprägt von baulichen Symbolen. Wenn man keine wirkliche Identität besitzt, so fehlt etwas Wichtiges. Wenn man aber eine Identität besitzt, noch dazu eine positive, sollte man sehr sorgsam damit umgehen und nicht das Risiko eingehen, eine vorhandene bewährte durch eine unsichere neue ersetzen zu wollen. Hochhäuser können als unübersehbare Zeichen eine Stadtlandschaft prägen. Frankfurt wird natürlich an seiner Hochhaussilhouette erkannt, sie bestimmt inzwischen die Identität dieser Stadt. Dies ist eine sich schon lange vollziehende Entwicklung, die sich inzwischen durchgesetzt hat.

Die Identität von Köln hingegen wird wesentlich vom Dom geprägt, der weithin sichtbar der Kulminationspunkt des von Sakralbauten durchsetzten Kölner Stadtbildes und das Zeichen der langjährigen wichtigen Geschichte des Kölner Erzbistums geworden ist. Der Kölner Dom ist zugleich ein Zeichen des erstarkenden nationalen Bewusstseins, aus dem heraus er im 19. Jahrhundert in überzeugtem Eifer fertig gestellt wurde. Der Dom ist in Köln das immer und überall dominierende Denkmal, er ist Weltkulturdenkmal der UNESCO. Diesem Dom nun eine Reihe Hochhäuser entgegengesetzen zu wollen, ist nicht nur eine Respektlosigkeit gegenüber dem Weltkulturerbe »Kölner Dom« als Einzelbauwerk, sondern es zeugt von krasser Unbedarftheit und Ahnungslosigkeit, welche weitreichenden Folgen solche

Hochhausprojekte haben können. Eine Stadtplanung, die als kurzfristige Maßnahme, um fragwürdige sogenannte Urbanität herstellen zu wollen, eine jahrhundertalte Identität infrage stellt, hat noch nicht verstanden, was Baukultur eigentlich bedeutet. Dabei hilft es auch nicht, wenn die Hochhausbauten von prominenten Architekten entworfen und für sich genommen eventuell auch architektonisch qualitativ gestaltet werden. Architektonische Qualität muss auch den richtigen Ort haben, am falschen Ort wird sie zum Ärgernis.

Die Identität Bremens wird ebenfalls ganz wesentlich mitbestimmt durch markante, wichtige historische Bauwerke. Der Dom und das Rathaus prägen symbolhaft den inneren Stadtorganismus als die Stein gewordenen Stränge der Stadtgeschichte. Glücklicherweise kommt heute niemand auf die Idee, beiden Bauten in unmittelbarer Nähe neue zerstörerische Gegenpole entgegensetzen. Denn die Wahrung der historischen Identität ist ein entscheidender Beitrag zur Baukultur. Die Schaffung neuer kraftvoller Symbole mit Anspruch muss mit Respekt an anderer Stelle erfolgen. Insofern ist der Platz für den Weser-Tower von Helmut Jahn aus denkmalpflegerischer Sicht gerade noch akzeptabel, denn die Altstadt mit ihrer Silhouette – geprägt von den Türmen der mittelalterlichen Kirchen – ist nah. Wirklich glücklich kann die Denkmalpflege mit diesem Projekt nicht sein, unmittelbar neben den Wallanlagen, hinter der doch noch weitgehend intakten Altstadtkulisse mit den zeichenhaften Türmen ihrer mittelalterlichen Kirchen, einen letztlich störenden Vertikalakzent zu setzen. Es tröstet dabei auch nicht, dass ein »großer Name« Bremen bereichern wird.

Regionalität

Kommen wir zu guter Letzt also zu Gansers Begriff »Regionalität«. Regionalität meint nach Ganser einerseits das Behaupten der regionalen historisch gewachsenen Kulturlandschaft gegen »... ortlose Weltarchitektur, auch gegen die

von prominenten Zeichentischen«. Man muss andererseits aber auch über enge kommunale Grenzen hinweg in Gebietsentwicklungsplänen die örtlichen Begrenztheiten und Unmöglichkeiten berücksichtigen und lenkend punktuelle Überentwicklungen vermeiden.

Dies bedeutet, dass es historische Bereiche gibt, die einen Endpunkt in ihrer Entwicklung erreicht haben. Platz für neue Baukultur findet sich dort nicht mehr, nach Alternativen muss gesucht werden.

Dennoch muss gesehen werden, dass auch innerhalb historischer Umgebungen nicht grundsätzlich eine Veränderungssperre besteht, aber es müssen Grundsätze der Integration beachtet werden. Hierzu sind noch einige Aussagen zu machen, denn gerade hierzu gibt es Grundsätze, die für die Denkmalpflege schon lange feststehen und die Leitfaden für jede Beschäftigung beim Bauen im Bestand sein sollten.

Es ist sinnvoll, wenn man immer wieder einmal das eigene Tun hinterfragt und aus der Entwicklung des eigenen Faches heraus seine Grundsätze überprüft. Deshalb soll an dieser Stelle ein knapper Rückblick auf die Genese der Grundsatzthesen der Denkmalpflege folgen.

Es waren in der Phase der Etablierung der institutionalisierten Denkmalpflege einige Gelehrte, die wesentliche Beiträge zur Entwicklung von Grundsätzen der Denkmalpflege leisteten. In Deutschland war der erste hauptamtliche Konservator der 1848 für Preußen eingesetzte Ferdinand von Quast. Ab dieser Zeit entwickelten Theoretiker wie Praktiker Regeln für den Umgang mit Denkmälern. Es seien nur einige wenige für Deutschland relevante Persönlichkeiten namentlich genannt, so zum Beispiel der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, aber auch der englische Architekturtheoretiker John Ruskin, die deutschen Denkmalpfleger Cornelius Gurlitt und Paul Clemen. Die Grundsätze schärfen sich auch maßgeblich in der Debatte um den geplanten Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses und in der Fernauseinandersetzung zwischen dem Wiener Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Alois Riegel und dem Straßburger Kunsthistoriker Georg Dehio.

Dehio sollte – da er sie letztlich formuliert und niedergeschrieben hat – der Urvater der denkmalpflegerischen Grundsätze werden, die bis heute unverändert Gültigkeit haben. In seiner Streitschrift »Was wird aus dem Heidelberger Schloss werden?« formulierte er die Forderung, die an einen Architekten zu stellen ist, wenn er sich mit einem Baudenkmal zu beschäftigen hat. In dieser Situation wird es (nach Dehio) »... erfahrungsmäßig sehr vielen Architekten unmöglich, in ihrem Geiste die wissenschaftliche und die künstlerische Funktion auseinander zuhalten. Was sie als Künstler im Geiste schauen, wird ihnen zur historischen Gewissheit; eine psychologisch ganz begreifliche Verwechslung, aber für das Denkmal eine akute Gefahr. ... Man glaubte, diesen (den Denkmälern, Red.) etwas Gutes zu erweisen, wenn man sie auf diejenige Gestalt zurückführte, die man sich als die ursprüngliche dachte. Aber der feinere historische Sinn konnte dabei keine Befriedigung finden: es hieß, den historischen Verlauf rückwärts korrigieren, und zwar fast immer auf unsicherer Basis. Nach langen Erfahrungen und schweren Missgriffen ist die Denkmalpflege nun zu dem Grundsatz gelangt, den sie nie mehr verlassen kann: Erhalten und nur erhalten! Ergänzen erst dann, wenn die Erhaltung materiell unmöglich geworden ist; untergegangenes wieder herstellen nur unter ganz bestimmten, beschränkten Bestimmungen. Ein Architekt, der unter diesen allein zulässigen Voraussetzungen eine Restauration übernimmt, muss wissen, dass es ein entscheidungsvolles, durchaus unfreies Geschäft ist.«

Das historische Dokument hat also oberste Priorität und das denkmalpflegerische Erhaltungskonzept beruht auf dem Denkmalverständnis, dass nicht die ursprüngliche Bauidee und ein eventuelles künstlerisches Konzept sowie die erste Realisierung, sondern die Spuren des Prozesses, den das Denkmal im Laufe der Geschichte erlebt hat, in den Mittelpunkt rückt. Dass die Geschichte Spuren hinterlässt, die es wert sind, erhalten zu werden, formuliert Dehio so: »Daß Altes auch alt erscheinen soll mit allen Spuren des Erlebten, und wären



Bremen: Contrescarpe-Center und Haus des Reichs – »Ortlose Weltarchitektur« von O.M. Ungers neben »Regionalität« von Eberhard und Hermann Gildemeister

es Runzeln, Risse und Wunden, ist ein psychologisch tief begründetes Verlangen.« Und weiter: »Wir wollen unsere Ehre darin suchen, die Schätze der Vergangenheit möglichst unverkürzt der Zukunft zu überliefern, nicht, ihnen den Stempel irgendeiner heutigen, dem Irrtum unterworfenen Deutung aufzudrücken.«

Auf den Punkt gebracht heißt das: »Die Vertreter der Kunstwissenschaft sind heute darin einig, das Restaurieren grundsätzlich zu verwerfen. Es wird damit keineswegs gesagt, der Weisheit letzter Schluss sei, die Hände in den Schoß legen und der fortschreitenden Auflösung mit fatalistischer Ergebung zuzusehen. Unsere Losung lautet: Allerdings nicht restaurieren – wohl aber konservieren.«

Noch wichtiger für das Verhältnis neuer Architektur zum Denkmal sind jedoch die Aussagen Dehios in seinem Beitrag »Denkmalschutz und Denkmalpflege im 19. Jahrhundert« aus dem Jahr 1905. Die Beurteilung und den Umgang mit der Umgebung eines Baudenkmals oder den Umgang mit einer historischen Altstadt schildert er folgendermaßen: »Es kann ein Denkmal auch indirekt zerstört werden: Durch Missklänge in seiner Umgebung. Ein modernes Warenhaus auf dem Marktplatz einer alten Stadt gestellt, oder ein grell aufdringliches Reklameschild auf einem Hause genügt, dies trauliche und charaktervolle Bild in ein abstoßendes zu verwandeln. Für Forderungen der Gesundheitspolizei haben wir ein offenes Ohr bekommen; dass es auch eine Hygiene für unsere seelische Hälfte geben sollte, hat man nicht wissen wollen. Mit lebhafter Freude ist es zu begrüßen, dass seit kurzer Zeit auch hier die Einsicht zu tagen beginnt. ... Es kommt gar nicht darauf an, bei Neubauten in altertümlicher Umgebung das zu wahren, was die Leute Stil nennen und was in der Regel nichts ist als eine künstliche, unwahre Altertümelei: Sondern allein darauf in den Massenverhältnissen und in der künstlerischen Gesamthaltung sich den überlieferten Straßenbildern anzupassen, was ganz wohl auch in modernen Formen geschehen kann.«

Diese Aussagen beinhalten das Verständnis für die moderne zeitgenössische Architektur. Dehio spricht sich für künstlerische Abstinenz beim direkten Umgang mit dem Denkmal aus und plädiert für zeitgenössische und selbstbewusste Bauformen bei Neubauten und wendet sich gegen Anpassungsarchitektur. Genau dies gilt für die Denkmalpflege bis heute unverändert und beschreibt das Verhältnis der Denkmalpflege zur Baukultur treffend. Oder lassen wir zum Abschluss gerne noch einmal Karl Ganser zu Wort kommen, der für die »Initiative für Architektur und Baukultur« die zu beachtenden denkmalpflegerischen Grundsätze beim Bauen in historischer Umgebung so beschreibt: »Grundriss und Aufriss bewahren durch Wahl der Maßstäbe und Bauvolumina; neues in zeitgemäßer Architektur selbstbewusst daneben setzen und nicht historisierend angleichen; die Unehrlichkeit der Fassadenkosmetik vermeiden; keine Kopien, wenn Originale endgültig verloren sind.« Dem wäre nichts hinzuzufügen, wenn darin nicht doch auch die Gefahr des Missverständnisses stecken würde.

Der städtische Raum wird bestimmt von den Objekten der Architektur sowie den sich daraus ergebenden Grundrissstrukturen der Stadt (den Parzellen) und den Raumformationen (den Freiräumen). Grundrisse und Aufrisse sowie die Maßstäblichkeit müssen deshalb besonders beachtet werden. Die historischen Modifikationen städtebaulicher Strukturen, die sich über die Jahrhunderte ereignet haben, sind zu berücksichtigen, beginnend mit den einschneidenden Veränderungen zum Beispiel großer wirtschaftlicher Umbruchphasen des 19. Jahrhunderts, als die noch mittelalterlich bestimmten Stadtstrukturen durch historische Großbauprojekte gesprengt wurden und entscheidend in städtebauliche Formationen eingegriffen wurde. Weiter gab es die Veränderungen der Kriegszerstörungen, des Wiederaufbaus sowie der Phase der Flächen-sanierungen der 1960er- und 1970er-Jahre, die eine neue historische Schicht in die Städte gebracht haben.

Dennoch ist das, was wir heute vorfinden, die gewachsene, die so gewordene, aber doch die »historische Stadt«. Darin verantwortlich weiter zu bauen, ist ein schwieriger Prozess. Denn selbst bei Wahrung der Maßstäblichkeit kann der Wunsch nach neuer »selbstbewusster zeitgemäßer Architektur« durchaus zum Problem werden.

Wir scheinen uns aktuell in einer neuen tief greifenden Veränderungsphase zu befinden. Die Motivation, aus der heraus heute in engen städtischen Gebilden wieder massiver Veränderungsdruck entsteht, muss differenziert hinterfragt werden. Es handelt sich nicht nur um Baulückenbebauung, sondern verstärkt werden von Investoren und Stadtplanern Bestandsbauten – ältere und Nachkriegsbauten – wieder zur Disposition gestellt. Und die eingangs erwähnte Sorge bleibt: Bringt der aktuelle Austausch von Bausubstanz – selbst bei Projekten von hochgelobten Stararchitekten – tatsächlich einen Zugewinn an Baukultur oder geht dabei eine höher einzuschätzende vorhandene historische Qualität verloren?

Die Denkmalpflege darf sich – trotz der ehrenwerten Absicht, mit der »Initiative für Architektur und Baukultur« für Qualität sorgen zu wollen – nicht in Sicherheit fühlen, sondern muss in der Wahrung historischer Werte wachsam sein als je zuvor.

Ausgewählte Literatur

Der vorstehende Beitrag ist der leicht gekürzte Vortrag, der vom Verfasser am 14.6.2007 im Bremer Zentrum für Baukultur gehalten wurde. Wegen des Vortragscharakters wurde auf Anmerkungen verzichtet. Ohnehin sind

vonseiten der Denkmalpflege noch vergleichsweise wenige Stellungnahmen zu diesem Thema erfolgt.

Grundlegend als einziger umfassender Beitrag sei erwähnt:

Mainzer, Udo: Denkmalpflege und Baukultur. In: Denkmalpflege im Rheinland 2002, Heft 2, S. 49–57 (dort weitere Literatur).

Darüber hinaus:

Dehio, Georg: Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert (Festrede 1905). In: Dehio, Georg: Kunsthistorische Aufsätze. München 1914. S. 261–282.

Hoffmann-Axthelm, Dieter: Kann die Denkmalpflege entstaatlicht werden? Eine Streitschrift. Gutachten für die Bundestagsfraktion von Bündnis 90/Die Grünen. März 2000.

Nerdinger, Winfried: Architektur-Darwinismus – Schutz für die staatliche Denkmalpflege. In: Süddeutsche Zeitung vom 21./22. Juni 2000, S. 17.

Ganser, Karl: Eine Bundesstiftung Baukultur? Innovation, Integration und Kommunikation durch Baukultur zur Weiterentwicklung des Wohnungs- und Städtebaus. Förderverein Deutsches Architektur Zentrum Berlin e.V. MS 2001.

Kähler, Gert (Bearb.): Statusbericht Baukultur in Deutschland. Ausgangslage und Empfehlungen. Berlin 2001.

Günter, Roland: Aufbruch statt Abbruch. Gemeinsame Wege ins 21. Jahrhundert? Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript: Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger 29.6.2005 Münster.

Förderverein Bundesstiftung Baukultur e.V. (Hg.): Handbuch der Baukultur. Gütersloh 2007.